

Prolog

Der Anblick der wilhelminischen Baukunst ist so schön, dass Georg Lehmann das Kriminalgericht Moabit immer von der Turmstraße her durch den Haupteingang betritt. Und wie jedes Mal bleibt er einen Moment stehen, nachdem die schwere Holztür hinter ihm ins Schloss gefallen ist. Die breite geschwungene Treppe führt geradewegs auf einen säulenverzierten Torbogen zu. Kurz vor ihm teilt sie sich. Nach links und nach rechts führen die Stufen in das nächste Geschoss, von dort weiter nach oben, um sich auf dem Dach des Torbogens wieder zu vereinen. Doch damit ist noch längst nicht die Hälfte der Höhe dieses imposanten kuppelförmigen Treppenhauses erreicht. Säulen, Bögen, Figuren und Wandverzierungen, wohin man sieht.

Wie oft ist er hier schon hinauf gegangen. Hat eine Verhandlung des Professors besucht oder ihn, die kleine Conny an der Hand, zu einem gemeinsamen Mittagessen in der Gerichtskantine abgeholt.

Georg gibt sich einen Ruck und betritt die Treppenstufen. Auf keinen Fall will er zu spät zu seiner eigenen Verhandlung kommen. Zimmer 262 steht auf der Ladung. Er biegt in einen der vielen Gänge ein, die vom Treppenhaus kreisförmig aus zu den unzähligen Verhandlungssälen und Büros führen. Hier sieht es nicht mehr ganz so monumental aus. Es riecht nach Bohnerwachs und staubigen Akten. Alle paar Meter steht eine einfache Holzbank. Doch in der Regel sind die vielen und scheinbar endlos langen Gänge menschenleer. Niemand möchte sich länger als nötig in einem Strafgericht aufhalten. Ab und zu klappt eine Tür, Schritte hallen auf dem Fußboden und eine Tür schließt sich wieder. Dann erneut Stille. Die dicken Mauern des Gebäudes schlucken alle Geräusche, die hinter den verschlossenen Türen von strengen Richtern, verzweifelten Angeklagten, gestikulierenden Anwälten oder schüchternen Zeugen produziert wer-

den.

Auch Georg wäre froh, wieder gehen zu können. Es ist schon das zweite Mal, dass er nicht freiwillig hier ist. Sie haben ihn hierher zitiert und er kann von Glück reden, dass er nicht in einem Polizeiwagen von der nahen Untersuchungshaftanstalt hierher gebracht worden ist. Wie damals der Professor. *Mein Gott, wie unwürdig war das gewesen.* Georg schlurft in den nächsten Gang. Die Füße richtig zu heben, bereitet ihm Mühe. Und das liegt nicht am Alter. Er denkt daran, was er mit seinen 64 Jahren noch vor kurzer Zeit körperlich geschafft hat, und es scheint ihm, als sei er in der letzten Nacht zum alten Mann geworden. Dabei ist seine Entdeckung nun schon fast zwei Jahre her. Doch da war der Professor bereits tot und es hat Georg fast nichts mehr ausgemacht, als die Mieter ihn in seinem Versteck entdeckten. Doch jetzt ist es etwas anderes. Immer hat er sich bemüht, ehrlich und aufrichtig durch das Leben zu gehen, aber dieses Leben hatte es zu verhindern gewusst. Die Tatsache, heute auf der Anklagebank Platz nehmen zu müssen, scheint Georg wie ein Siegel unter seiner eigenen Unfähigkeit.

Georg folgt weiter dem Gang, der jetzt um die um die Ecke biegt. Dann sieht er sie bereits vor der Tür stehen: die Mieter der Weidenallee 12, der Steuerberater Wolfgang Schumann und seine Frau Petra, Margit und Thomas aus dem ersten Stock und auch sein treuer Freund Peter Hardtke. Die kleine Judith sitzt mit ihrer Mutter auf der Bank und winkt ihm zu. Sein Anwalt kommt ihm entgegen. Er wird von der Mietergemeinschaft bezahlt. Sie hat einen Fonds für Georg eingerichtet.

„Erzählen Sie einfach nur Ihre ganze Geschichte. Und die des Professors. Das wird den Richter am besten überzeugen. Ich halte mich dabei ganz zurück. Seien Sie ganz authentisch“, rät er ihm zum wiederholten Male.

„Authentisch? Wen sollte meine Geschichte schon interes-

sieren?“, zweifelt Georg, ebenfalls zum wiederholten Male.

„Lassen Sie das mal meine Sorge sein. Ich stelle schon die richtigen Beweisanträge“, versichert ihm der Anwalt lachend.

Der Richter ist viel jünger, als Georg gedacht hat. Er zweifelt, ob der ihn verstehen wird.

„Bitte nennen Sie Ihren vollständigen Namen, Ihr Geburtsdatum und -ort, Wohnsitz und Ihren Beruf.“

„Georg Lehmann, geboren 16.05.1944 in Wilhelmshaven, wohnhaft Weidenallee 12, 14050 Berlin, Hausmeister.“

Als der Staatsanwalt, ein ebenso junger Mann, die Anklageschrift verliest, hört Georg gar nicht mehr zu. Er dreht sich um und sucht die Zuschauerbank ab, die sich an der gesamten hinteren Wand entlang zieht. Der Professor hatte seine Sitzungen in weit größeren Sälen, solche, wie man sie aus alten Gerichtsfilmern kennt. Mit Holzverzierungen an der Richterbank, Stuck an den Decken und für die Zuschauer mehrere Bankreihen hintereinander, die nicht selten vollständig gefüllt waren. Georg fällt ein, dass alle Zeugen draußen warten müssen. *Ein Zeuge darf der Verhandlung nicht beiwohnen, bis er aus dem Zeugenstand entlassen wird*, hatte der Professor ihm beigebracht. Georg hat es nur vergessen, weil er beinahe so aufgeregt ist, wie damals bei seiner Aussage im Mordprozess gegen den Professor. Georg zwingt sich, wieder zuzuhören, was um ihn herum gesprochen wird.

„Ja, mein Mandant wird selbst antworten“, hört er seinen Anwalt sagen. Jetzt wendet sich der Richter ihm direkt zu.

„Herr Lehmann. Es ist eine lange Liste von Vorwürfen, die der Staatswalt gerade in seiner Anklageschrift verlesen hat. War und ist Ihnen die Strafbarkeit Ihrer Handlungen bewusst?“

Georgs Herz schlägt bis zum Hals. Sein Anwalt nickt ihm freundlich und aufmunternd zu. Trotzdem klingt Georgs Stimme ungewohnt rau, als er antwortet.

„Ja, Herr Richter. Aber manchmal richtet sich das Leben nicht nach Paragrafen, und außerdem war ich es dem Professor schuldig.“

„Weshalb fühlten Sie diese Verpflichtung?“

Was sollte er auf eine Frage antworten, die er sich selbst wohl an die hundert Mal gestellt hat, ohne eine Antwort zu finden.

„Herr Lehmann? Wollen Sie nicht antworten?“

„Doch, Herr Richter. Ich weiß nur nicht, wie ich es richtig ausdrücken soll. Der Professor war nicht nur mein Arbeitgeber. Er hat mir auch einen Teil seines eigenen Lebens geborgt.“

Kapitel 1

Mein Großvater war Werftarbeiter gewesen und mein Vater war es. Beide haben ihre Familien gut davon ernährt. Trotzdem wollte ich keiner werden. Ebenso wenig, wie ich beabsichtigte, zur Bundeswehr zu gehen. Denn immer, wenn ich an Soldaten dachte, kam mir mein Freund Klaus in den Sinn. Nach unserer Einschulung hatten ihm unsere Klassenkameraden ungeteilte Bewunderung entgegengebracht, weil sein Vater Berufssoldat war. Ich hatte es merkwürdig gefunden, dass Klaus darauf nicht stolz gewesen war. Ich wäre es jedenfalls gewesen. Bis ich ihn eines Tages zum Spielen abgeholt hatte.

Ich klingelte an seiner Tür. Klaus öffnete und in seinem Gesicht sah ich eine große Schürfwunde. Dünne rote Striche zeigten, dass die Wunde noch ziemlich frisch war und dass es weh getan haben musste.

»Bist du hingefallen?«

Er senkte nur den Kopf und trottete vor mir her in die gute Stube. Auch seine Mutter schien traurig zu sein. Sie bot uns heiße Schokolade an und als sie eingoss, sah ich, dass auch sie eine Schramme trug, exakt an der gleichen Stelle auf der linken Wange. Für einen kurzen Moment dachte ich, so eine Wunde könne vererbbar sein und war froh, dass weder meine Mutter noch mein Vater ein für alle Menschen sichtbares Mal trugen.

Klaus wollte mir nicht die Wahrheit erzählen. Aber nach ein paar Monaten begriff ich auch ohne ihn den Zusammenhang zwischen den Schürfwunden bei ihm und seiner Mutter und einem unmittelbar vorangegangenen Wochenendbesuch des Vaters. Und seither bildeten Schlagen und Bundeswehr für mich eine Einheit.

Vom Schicksal meines Freundes Klaus einmal abgesehen, hieße die Grundausbildung bei der Bundeswehr genauso wie die Ar-

beit auf der Werft, sich ständig den Dreck mit dem Bimsstein von den Händen waschen zu müssen, sonntags für die Kirche fast, bis sie bluteten. Ein Jahr lang bearbeitete ich deshalb meine Eltern. Ich bettelte sogar. In ihrem Kummer ging es meiner Mutter nur darum, dass ich so weit weg wollte. Wilhelmshaven - Berlin. 520 km. Der Widerstand meines Vaters dagegen war nichts Anderes als verletzter Stolz. Doch zu meinem Glück war ich der Nachzügler in der Familie, und mein Bruder Hans, 15 Jahre älter als ich, hatte, natürlich auf der Werft, bereits einen ordentlichen Beruf gelernt und dafür war ich ihm von Herzen dankbar. Der Rest meines Glücks bestand in der Tatsache, dass mein Vater einen Kumpel in Berlin besaß. Der besorgte mir dort eine Ausbildungsstelle zum Tischler, ein Handwerk, das auch mein Vater als annehmbare Alternative akzeptierte.

Endlich, Anfang Juli 1961, war es soweit. Mit dem Zug ging es nach Hannover und dann mit dem Bus die Transitautobahn durch die Zone nach Berlin. In meiner Tasche hatte ich den Ausbildungsvertrag und die notwendigen Vollmachten meiner Eltern, die ich mit 17 Jahre dringend brauchen würde. Als ich endlich am Kontrollpunkt Dreilinden den ersten Hauch Westberliner Luft atmen durfte, schien sie auf meiner Haut zu prickeln, so aufgeregt war ich.

Der Kumpel meines Vaters holte mich vom Busbahnhof am Funkturm ab.

„Na, Georg, hast es geschafft, ja?“

Seine Hand donnerte auf meine rechte Schulter. Er nahm es sehr wörtlich mit dem Auftrag meiner Eltern, mich in den ersten Tagen in der Großstadt unter seine Fittiche zu nehmen. Diese Fittiche rochen nach abgestandenem Öl und bewegten sich zielgerichtet per Bus und Bahn zur Monumentenstraße in Kreuzberg. Mein Aufpasser verteilte in einer kleinen Imbiss-Stehtisch-Bude einige lautstarke Kommandos, bevor er mich in den ersten Stock des Hauses zu seiner Frau brachte. Sie stank

zwar nicht nach altem Öl, dafür aber nach Rauch; wie alles in dieser Wohnung, selbst mein Bettzeug, in dem ich meine erste Nacht in einer Stadt verbrachte, die ziemlich von meinen Vorstellungen abwich. Ich hatte keine Ahnung, wie ich mich hier allein zurechtfinden sollte.

Zunächst reichte es allerdings, dass ich den Weg zu meinem zukünftigen Ausbildungsplatz fand. Der lag in der Müllerstraße im Wedding, wo ich am nächsten Morgen dank eines Fahrspickzettels meiner Fittiche pünktlich in der Tischlereiwerkstatt stand.

„Tut mir wirklich leid“, sagte der Meister. „Kann doch keiner wissen in den heutigen Zeiten, und mein Neffe kommt aus der Zone. Denen gehts da nicht so gut wie uns. Du findest schon was anderes. Kannst ja auch zurück, bist ja noch jung.“

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Langsam strich ich mit der Hand über das glatte Holz eines Stuhlbeines, das in einem Schraubstock eingespannt seiner Ausbesserung entgegen sah. Da sich der Meister weigerte, den Lehrvertrag einzuhalten, war's das dann wohl mit meiner gerade erst gewonnenen Freiheit. Zurück nach Wilhelmshaven, in die Wohnung der Eltern und zur Bundeswehr. Der Meister murmelte, dass Familie einem schließlich näher stünde, Blut dicker als Wasser sei. Seine Scham besänftigte mich nicht. Ein Wort war schließlich ein Wort.

Wütend verließ ich die Werkstatt und fragte einen Passanten nach der Schulzendorfer Straße. Mein Vater wollte die Fittiche nicht länger als nötig bemühen und hatte auf dem Postweg ein Zimmer im Haus Nummer 42 gemietet und für einen Monat auch bereits bezahlt.

„Komm rein Junge. Hier ist dein Zimmer.“ Der dicke Mann öffnete mit der einen Hand weit die Tür und streckte mir die andere entgegen. Er erwartete sicher ein Lob. Ich konnte es

ihm nicht sagen, dass ich ein Berliner Domizil nun nicht mehr brauchte. Denn er war nett und schien so gemütlich wie das Zimmer. Und er sah nicht aus, als hätte er kein Verständnis für junge Leute. Ginge ich wieder zurück, müsste ich den Musterungstermin in drei Wochen wahrnehmen. Denn dann würde ich 18 Jahre alt sein, und der Arm des Gesetzes hätte mich eingeholt. Volljährig durften wir nicht sein, aber zur Waffe greifen schon. Und nicht etwa 12 Monate wie bisher. Nein, ganze 18 Monate hatten die Herren da oben in der Politik gerade beschlossen. Mein sehniger Körper und mein Gesundheitszustand ließen keinen Zweifel, dass ich tauglich sein würde. Kurzerhand schlug ich ein und mein Zimmerwirt drückte meine Hand so kräftig, dass ich kurz das Bild eines Gorillas vor mir sah. Ich verzog schmerzlich das Gesicht.

Ich verschwieg den Fittichen den Vorfall, auch meinen Eltern, und machte mich auf die Suche nach einer neuen Lehrstelle. Mit Stadtplan und einem Reiseführer für Berlin zog ich los. Am sinnvollsten erschien mir, mit meiner neuen Heimat zu beginnen, dem Wedding. Dreh- und Angelpunkt bildete die schnurgerade Müllerstraße. Kinos, Cafés, Kneipen und vor allen Dingen Geschäfte. Bunt und beleuchtet. Von den Mühlen und ihren Müllern, die dieser Straße ihren Namen gegeben haben sollen, sah man jedenfalls nichts mehr, dafür die Folgen der Kriegszerstörungen umso mehr. Aber es gab auch schöne Wohnhäuser, im nordwestlichen Bereich des Stadtteils, den meine neuen Kumpels das "vornehme" Wedding nannten. Doch eine Miete dort konnte ich mir nicht leisten.

Meine neuen Freunde waren entweder Lehrlinge, wie ich es hätte sein sollen, oder schon fertig und arbeiteten in einem der vielen kleinen Handwerksbetriebe auf den Hinterhöfen der Müllerstraße. Es wäre doch gelacht, dort nicht ebenfalls eine poplige Lehrstelle finden zu können.

Wir hatten auch zwei Kluge in der Klicke: Eberhard und Kurt. Sie studierten Maschinenbau. Doch dafür brauchte man zum einen Abitur und zum anderen Geld. Beides hatte ich nicht. Dafür war ich aber der Einzige unter ihnen, der minderjährig ohne jegliche familiäre Kontakte in der Stadt unterwegs war. Sozusagen mein eigener Herr, was mir bei ihnen eine gewisse Achtung einbrachte. Sie nahmen mich abends mit, entweder nördlich in den Bereich zwischen Leopoldplatz und Seestraße, meist aber in den Ostsektor in die Chausseestraße und zum Oranienburger Tor. Westberlin zu verlassen, verursachte mir jedes Mal aufs Neue das Gefühl eines Abenteuers. Russen. Allein das Wort führte dazu, dass sich die Pupillen meiner Mutter angstvoll weiteten und die Finger meines Vaters sich zu Fäusten ballten. Dabei war der Krieg nun schon 16 Jahre vorbei. Aber für meine Kumpels war die Teilung der Stadt nichts Besonderes mehr. Alle wohnten wie ich in unmittelbarer Nähe zur Sektorengrenze. Außer der Beklemmung, die das Betreten der Sowjetischen Zone bei mir verursachte, unterschied mich noch etwas elementar von meinen Kumpels. Wilhelmshaven war nicht nur 520 km von Berlin entfernt, sondern offenbar auch tausende Kultur- und Bildungsmeilen. Lag es an der Großstadt oder an der politischen Einstellung meiner neuen Freunde? Sie schienen jedenfalls alle gebildeter zu sein, obwohl sie wie ich aus Arbeiterfamilien kamen, selbst Eberhard und Kurt.

Meinen Bildungsmakel spürte ich wieder einmal, als wir uns in Eberhards Lieblingskneipe in der Torstraße zu acht um einen kleinen Tisch scharten. Ich gönnte mir den Luxus einer gedrehten Zigarette, als meine Freunde aufgeregter die Köpfe zusammensteckten und tuschelten. Ihre Blicke gingen zu Tür. Meine Augen folgten ihnen, aber außer einer alten Frau konnte ich nichts Besonderes entdecken: Eine graue Gestalt, die wenigen Haare streng aus dem ebenso strengen Gesicht gekämmt. Doch an dieser Frau blieben die Blicke meiner Freunde hängen.

„Wer ist das?“

„Du kennst sie nicht?“ Entsetztes Aufstöhnen.

„Das ist Helene Weigel. Sie wohnt in der Chausseestraße“, flüsterte Eberhard beschwörend und klärte mich auf, wer da gerade hereingekommen war.

Ich schämte mich und kam mir unendlich dumm vor. Denn ich kannte weder Helene Weigel, noch wusste ich mehr über ihren Ehemann Bertold Brecht, als dass der Schriftsteller war und Theater machte. Das Wort Intendant hatte ich vorher ebenso wenig gehört wie das Berliner Ensemble. Ich spürte förmlich, wie die Achtung meiner neuen Freunde für meine Person sank. Ich nahm mir vor, zukünftig das Feuilleton der Zeitung nicht mehr wie sonst beiseitezulegen.

Auf dem Nachhauseweg mussten wir immer häufiger unsere Ausweise zeigen, obwohl innerhalb Berlins ein freier Zugang zwischen den Sektoren möglich war. Eberhard, der in der Schwarzkopfstraße wohnte, kurz vor der Grenze zum französischen Sektor, verließ uns deshalb schon immer vor dem Übergang. Ich hielt meinen bundesdeutschen Pass hin, die Grenzer ignorierten mein Alter, und meine Freunde beneideten mich darum.

Einige Tage später weckte mich und Eberhard, der über Nacht geblieben war, das heftige Klopfen meines Zimmerwirtes an der Tür. Dabei war heute Sonntag und Eberhard musste deshalb nicht in die Uni.

„Steht auf. Sie sperren den Osten mit Stacheldraht ab.“

Ich verstand nicht gleich. Vielleicht lag es an der Zahl der Biere am gestrigen Abend, aber dass die Kontrollen an der Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland immer stärker wurden, war doch nichts Neues. Verschlafen starrte Eberhard mich an. „Aber doch nicht in Berlin“, murmelte er.

Wir zogen uns schnell an, verzichteten auf ein Frühstück und liefen zum Übergang Chausseestraße. Dass alle Freunde be-

reits dort waren, wunderte mich nicht. Als sie uns sahen, stürmten sie auf Eberhard zu.

„Du bist hier? Wir dachten ... Mann, hast du ein Glück.“

Sie klopfen ihm lachend auf die Schulter. Einige umarmen ihn. Eberhard lachte nicht. Erst in diesem Moment wurde mir seine Situation bewusst. Und die Bedeutung dieser entscheidenden 800 Meter zwischen unseren Wohnhäusern.

Trotzdem hielt ich mich zurück bei den aufgeregten Diskussionen, ob Eberhard besser nach Hause gehen oder lieber im Westen bleiben sollte. Denn in unserer Familie gab es keine Verwandten „drüben“, und ich war erst ein einziges Mal in der Ostzone gewesen. 1956 hatten sich meine Eltern mit uns Kindern einen kleinen Urlaub an der Ostsee geleistet. Und haben festgestellt, dass dieses Meer in keiner Hinsicht an unsere ehrfürchtige Nordsee heranreichte. Die Ostsee hatte ausgeschaut wie das Badewasser, das meine Mutter jeden Samstag für meinen Vater einfüllte, nachdem der Kohleofen angeschmissen war. Aber bei Eberhard war das anders. Seine Großeltern, Eltern und seine kleine Schwester hielten sich hinter dieser Stacheldrahtabsperrung auf.

Die Meinungen spalteten die Freunde in zwei Gruppen und erschwerten damit Eberhard zusätzlich eine Entscheidung. Kurts Eltern nahmen ihn in dieser Nacht zu sich. Sie bestanden darauf, dass diese Entscheidung wohlüberlegt sein musste.

Am nächsten Tag standen wir alle - neun an der Zahl - mit Eberhard vor dem Übergang Chausseestraße. Eine Mauer aus weißen Hohlblocksteinen wuchs schnell und ersetzte den provisorischen Stacheldrahtzaun. Wir scharten uns um Eberhard und verabschiedeten ihn. Auch die, die wollten, dass er blieb, wagten keine Widerrede. Schweigsam gingen wir mit ihm über die Kreuzung Liesenstraße soweit an den schmalen Durchlass in der Absperrung, bis drei bewaffnete Grenzsoldaten uns „Halt“ entgegen brüllten. Eberhard griff in seine Hosentasche, zog seinen

Ausweis heraus und entfernte sich langsam von uns. Er schritt auf den Grenzsoldaten zu, der ihm am nächsten stand, hielt ihm den Ausweis hin und drehte sich kein einziges Mal mehr um.

In der ersten Zeit besuchte ich Eberhard, was meine Kum-pels nicht durften. Bis ich mich wegen der Bundeswehrsache um-meldete und ebenfalls einen Westberliner Ausweis erhielt. Als 28 Monate später Besuche auch für Westberliner möglich wurden, war der Wedding von einem Bezirk in der Mitte Berlins bereits zu einem Randbezirk geworden und Eberhard hatte in meinem Le-ben ebenso an Bedeutung verloren. Ich wohnte inzwischen im vornehmen Westend.

Richter: „Herr Zeuge, bitte nennen Sie Ihren vollständigen Namen, Alter, Anschrift und Beruf.“

Zeuge: „Wolfgang Schumann, 46 Jahre, wohnhaft Weidenallee 12, 14050 Berlin, Steuerberater.“

Richter: „Wann sind Sie und Ihre Familie in das Haus Weidenallee 12 in Berlin-Westend eingezogen?“

Zeuge: „Am 1. Februar 2007, in die Wohnung im Obergeschoss.“

Richter: „Können Sie uns bitte das Haus und das Grundstück be-schreiben, damit sich das Gericht von den Örtlichkeiten ein Bild machen kann? Diese hatten ja entscheidend zu tun mit den Handlungen des Angeklagten Georg Lehmann.“

Zeuge: „Sehr gern. Es ist ein wunderschönes Haus. Als meine Frau Petra und ich das Grundstück Ende 2006 besichtigten, leuchtete uns die Villa förmlich entgegen, denn alles war frisch renoviert. Neue weiße Sprossenfenster und die Fas-sade in einem zartgelben Ton frisch gestrichen. Wir waren hin und weg. Man sah im Garten noch Spuren der Sanierung, aber die alten knochigen Rosenstöcke im Vorgarten waren unversehrt. Zur Straße hin trennt ein neuer schmiedeei-serner Zaun das Grundstück ab. Rechts stehen die neu er-richteten drei Garagen und links am Haus geht ein etwa

zwei Meter breiter Weg entlang dem Nachbargrundstück, das durch eine mannshohe Hecke abgetrennt ist, zum hinteren großen Garten. Auf diesem Weg kommt man auch zu dem neuen Versorgungsanbau."

Richter: „Könnten Sie uns bitte auch das Innere des Hauses näher beschreiben."

Zeuge: „Ein paar Stufen führen straßenseitig zu der alten schweren Ebenholztür. Aber dahinter ist ein erstaunlich heller Hausflur. Er ist sehr geräumig, und von ihm gehen geradezu und rechts die Wohnungstüren der beiden unteren Wohnungen ab. Links führt eine breite Treppe in das obere Stockwerk, wo unsere Wohnung liegt. So hell ist es durch zwei große Fenster in der Treppenwand. Unterhalb der Treppe gibt es einen Raum, der durch eine Holzwand aus dem gleichen Ebenholz abgetrennt ist."

Richter: „Das ehemalige Dienstbotenzimmer?"

Zeuge: „Ja. Der Makler erklärte uns, dass es keine Verbindungsmöglichkeit zu den Wohnungen habe und sich nur unterhalb der Treppe befände, die sich allerdings über die halbe Breite des Hauses erstreckt."

Richter: „Hat dieses Dienstbotenzimmer einen Ausgang zum Garten oder nur in den Hausflur der Villa?"

Zeuge: „Ja, eine Stahltür neben dem Fenster führt zu diesem Weg entlang des Nachbargrundstücks, den ich beschrieben habe."

Richter: „Haben Sie und die übrigen Hausbewohner nach ihrem Einzug dieses Zimmer jemals genutzt?"

Zeuge: „Meine kleine Tochter Judith verbrachte viel Zeit dort. Sie fand es wahrscheinlich spannend. Dabei gab es nicht viel: ein verschlissenes altes Sofa, einen kleinen Tisch, einen Lehnstuhl und ein paar Regale an der Wand, gefüllt mit uralten Büchern. Ansonsten diente uns das Zimmer nur als Abstellraum für Fahrräder und Kinderwagen."

Richter: „Ist Ihnen während der Mietzeit etwas Ungewöhnliches aufgefallen? Fühlten Sie sich jemals beobachtet oder gar bedroht? Wurde Ihnen etwas gestohlen?"

Zeuge: *„Nein, bedroht oder beobachtet fühlte ich mich nie. Und was jemals in diesem Haus gestohlen wurde, waren meines Wissens nach nur zwei Flaschen Bier. Mir sind schon einige Kleinigkeiten aufgefallen im Laufe der Zeit, aber ehrlich gesagt, maß ich denen gleiche Bedeutung zu wie den beiden abhanden gekommenen Bierflaschen.“*